

## Variation im Deutschschweizer Raum: Idiolekte als Indikatoren dialektaler Veränderungstendenzen

**Helen Christen (Universität Freiburg/Schweiz)**

1. Ausgangslage
2. Idiolektale Varianten und ihr lokalisierendes Potential
3. Nicht-basisdialektale Varianten
  - 3.1. Nicht-basisdialektale Varianten: Kollektive oder singuläre Phänomene?
  - 3.2. Nicht-basisdialektale Varianten: Kontaktphänomene?
  - 3.3. Nicht-basisdialektale Varianten: Varianten mit gemeinschweizerdeutschem Gültigkeitsareal?
  - 3.4. Varianten als sozial markierte Grössen
4. Ausblick
5. Literatur

### 1. Ausgangslage

Bei den nachfolgenden Ausführungen handelt es sich um Erkenntnisse, die aus einem grösseren Forschungsprojekt stammen und bereits durch verschiedene Publikationen zugänglich sind (Christen 1997; 1998). Hier sollen besonders jene Ergebnisse ausgeführt werden, die einen Diskussionsbeitrag zum Thema „Variation im Raum“ leisten können.

Die zentrale Frage meiner Untersuchung ist jene nach der dialektalen Prägung schweizerdeutscher Varietäten, wie sie in alltäglichen Situationen verwendet werden. Ausgehend von den sprachlichen Äusserungen beliebiger Sprecherinnen und Sprecher einer schweizerdeutschen Varietät ist dies gleichzeitig die Frage nach dem systematischen Zusammenhang von sprachlicher Variation und Raum, also nach der Lokalisierbarkeit sprachlicher Grössen, eine Frage, die überdies zum alltagsweltlichen Diskurs über Sprache und Dialekt gehört.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Der Raumbezug der Sprache wird immer wieder auch literarisch thematisiert; die Fähigkeit exakt zu lokalisieren wird dann aber philologischen Experten zugeschrieben: „I [=Professor Higgins] can place any man within six miles. I can place him within two miles in London. Sometimes within two streets.“ (Bernard Shaw: Pygmalion. Act I); „Er [=Kurator eines wissenschaftlichen Institutes] hat das Gesicht in den Händen und hört eine halbe Minute lang zu. Dann hält er das Band an. „Mitte Vierzig. Um Angmagsalik herum aufgewachsen. Nur sehr geringe Schulbildung. Auf ostgrönländischem Fundament eine Spur nördlicherer Dialekte. Aber da oben ziehen sie zuviel herum, als dass man sagen könnte, welche. Wahrscheinlich ist er nie längere Zeit aus Grönland weg gewesen.““ (Peter Høeg: Fräulein Smillas Gespür für Schnee. Roman).

In linguistischen Arbeiten über deutsche und österreichische Verhältnisse wurden dialektale Veränderungen nachgewiesen, bei denen sich einerseits die herausragende Rolle der Standardsprache abzeichnet, die als eine Art von vertikaler Zielvarietät dialektaler Veränderungen fungiert und die lokale Komponente entsprechend „abbaut“. Andererseits zeigt sich in den Umgangssprachen, den Varietäten „zwischen“ Basisdialekt und Standardsprache, dass sich auch „neue“ nicht standardsprachliche Varianten durchsetzen können, die meistens mit direkten horizontalen Kontakten erklärt werden können (vgl. die Zusammenschau bisheriger Untersuchungen in Mihm 2000). Auch für die Schweiz, wo dialektales Sprechen für die gesamte Bevölkerung den unmarkierten Normalfall darstellt, ist es angezeigt, nicht von unidirektionalen Veränderungen der Dialekte auszugehen: Die Standardsprache als Sprachform, die geschrieben, gelesen und gehört, aber nur von wenigen regelmässig gesprochen wird (vgl. Werlen 1998), hat zwar ebenfalls eine herausragende Stellung, allerdings sollte sie sinnvollerweise nicht als einziger Bezugspunkt im Kräftefeld verschiedener koexistierender Varietäten modelliert werden. Im polydialektalen Austausch sind neben der Standardsprache alle vorkommenden arealen Varietäten zumindest potentielle Bezugspunkte. Im Hinblick auf die auch im schweizerischen Umfeld prognostizierten Veränderungen in Richtung von „räumlich gesichtslosen“, d.h. weniger kleinräumig oder bloss „schweizerdeutsch“ geprägten Varietäten ist also zu fragen, wie sich die Dialekte verändern – lassen sich anhand von Neuerungen überhaupt Zielvarietäten rekonstruieren? Konstituieren die Neuerungen neue Dialekträume, weil einem bestimmten Dialekt, bestimmten Dialekten eine Vorrangstellung zukommt? Oder werden die räumlich eingeschränkten Varianten doch durch standardsprachliche Varianten ersetzt, die dann - in die Zukunft extrapoliert - letztlich die Voraussetzung für eine funktionierende Diglossie aufheben, nämlich dass es zwei distinkte Sprachformen gibt.<sup>2</sup> Die Antwort auf die Frage nach der Lokalisierbarkeit, die sprecherseitig die Frage nach der sprachlichen Enkodierung räumlicher Bezüge ist, und die Frage nach der Veränderung von Dialekten setzt sowohl für einen alltagsweltlichen wie für einen traditionell wissenschaftlichen Zugriff eine Bezugsgrösse voraus. Während alltagsweltliche Urteile sich wahrscheinlich an prototypisch organisierten natürlichen Kategorien orientieren, die einer speziellen Untersuchung von Hörerurteilen bedürften (vgl. Herrgen/Schmitt 1985), kann man sich bei einem Zugriff, wie er im Folgenden praktiziert wird und der als gleichwertig postulierte Formen miteinander vergleicht, auf die vorhandenen sprachgeographischen Daten beziehen, im vorliegenden Fall beispielsweise

---

<sup>2</sup>Natürlich ist für die Aufrechterhaltung einer diglossischen Sprachsituation eine bestimmte Quantität unterschiedlicher Varianten zwischen zwei Sprachformen weder erforderlich noch entscheidend; selbst ein minimales Inventar an Unterschieden kann dafür ausreichend sein, solange eine Sprechergemeinschaft diese wenigen Unterschiede im Sinne eines diglossischen Varietätenegebrauchs funktionalisiert.

jene, die der Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) für die Basisdialekte erhoben hat.<sup>3</sup>

Die Lokalisierbarkeit der Sprache heutiger Sprecherinnen und Sprecher soll hier danach bemessen werden, inwiefern sich ihre Sprechweise mit authentischen Basisdialekten zur Deckung bringen lässt.<sup>4</sup> Sprachliche Varianten, die einer konsistenten Zuordnung abträglich sind, sind im Hinblick auf diese Basisdialekte als Abweichungen zu betrachten, deren Status zu diskutieren bleibt.

Die Lokalisierbarkeit im erwähnten Sinne wird nun wie folgt überprüft: Interviews über Alltagsthemen mit 42 jungen Leuten, die sich als kompetente Sprecherinnen oder Sprecher des Schweizerdeutschen betrachten, bilden die sprachliche Datenbasis. Dabei handelt es sich ersichtlich nicht um Daten, wie sie typischerweise in der Dialektologie verwendet werden, weil weder das Profil der Gewährspersonen noch die Erhebungssituation den klassischen dialektologischen Anforderungen entsprechen.<sup>5</sup> Allerdings können Daten, die auf diese Weise erhoben werden, tendenziell den „Alltagsdialekt“ dokumentieren, wie er mit einer wenig vertrauten Person – hier der Interviewerin - verwendet wird. Demonstrationsmundart<sup>6</sup> - eine intendierte formzentrierte Sprechweise, in der sprachliche Grössen produziert werden, die für „echt dialektal“ gehalten werden - kann in dieser Konstellation weitgehend ausgeschlossen werden;<sup>7</sup> allerdings erkaufte man sich diesen Vorteil dadurch, dass bei einem derartigen Datenerhebungsverfahren die Vergleichbarkeit zwischen den Idiolekten eingeschränkt ist und die in der Dialektologie prominent diskutierten Varianten nicht mit Sicherheit belegt sind.

Die Idiolekte<sup>8</sup> dieser Gewährspersonen sind nun in Bezug gesetzt worden mit den SDS-Basisdialekten mit der Frage, ob jene lokale Information, die durch die arealen Varianten eines bestimmten Idiolektes vermittelt wird, mit einer

---

<sup>3</sup> Zur Datenerhebung vgl. Hotzenköcherle (1962).

<sup>4</sup> Die Messgrösse, die zur Lokalisierung herangezogen wird, ist der Basisdialekt, der den Konzeptionen des SDS entspricht und tendenziell einen älteren Dialektstand dokumentiert. Haben sich seit den Erhebungen des SDS Neuerungen etablieren können, so verfügen diese wiederum ein lokalisierendes Potential, das uns hier aber nicht zugänglich ist, obwohl es für die alltagsweltliche Lokalisierung, die vielleicht auf geringerer historischer Tiefe beruht, durchaus entscheidend sein mag.

<sup>5</sup> Zu den Gewährspersonen der traditionellen dialektologischen Forschung vgl. Chambers/Trudgill (1980).

<sup>6</sup> Für *Demonstrationsmundart* sind auch die Begriffe *Intendierter Ortsdialekt* (vgl. Lenz in diesem Band) und *Intendierte Ortsmundart* (vgl. Hofer 1997) gängig.

<sup>7</sup> Viele Testpersonen haben das Interview als nicht relevante Plauderei eingestuft und von der Linguistin zusätzlich einen „richtigen“ Sprach-/Dialekttest erwartet.

<sup>8</sup> Unter Idiolekt soll hier die Gesamtheit der sprachlichen Ausprägung, wie sie für ein Individuum im limitierten Äusserungsausschnitt belegt ist, verstanden werden (zur wissenschaftlichen Konzeption des Idiolekts und dessen kontroverser Diskussion vgl. Hofer 1997, 9-15).

basisdialektalen Ausprägung übereinstimmt und die Sprecherinnen und Sprecher auf diese Weise lokalisiert werden können.

Welche Variablen sind denn überhaupt in alltagssprachlichen, nicht formsondern themenzentrierten Äusserungen zu erwarten, bei deren Realisierung sich allenfalls areale Variation manifestieren kann? Es kommt vor, was in gesprochener Sprache häufig ist (vgl. Ruoff 1981), zum Beispiel Hilfs- und Modalverben, viele – erwartungsgemäss themenabhängige - Substantive, kaum attributive Adjektive, viele Funktionswörter (zu den genauen Auftretenshäufigkeiten vgl. Christen 1998). Für die referierte Untersuchung ist die Gesamtheit der knapp 10'000 verbalen Tokens stellvertretend in den Blick genommen worden, was dadurch gerechtfertigt werden kann, dass die Verben als flektierbare Wörter einer offenen Lexemklasse den Vorteil haben, eine Untersuchung von lexikalischen, morphologischen und phonetisch/phonologischen Grössen zu ermöglichen und dass deren Auftretenshäufigkeit überdies gewisse interindividuelle Vergleiche garantiert. Die Frage nach der lokalen Dimension von Varianten verspricht bei den Verbformen aussagekräftige Ergebnisse, weil bei den hochfrequenten verbalen Types in Bezug auf die deutschschweizerische Dialektlandschaft grosse areale Varianz belegt ist (vgl. SDS, Bde I-III). Einerseits können nämlich die dialektalen Laut- und Morphemvarianten der verbalen Types ausdehnungsmässig unterschiedliche Verbreitungsgebiete umfassen, zum Beispiel kommen die Personalformen des Verbs *haben*, die ausnahmslos bei allen Testpersonen belegt sind, in verschiedenen lokalen Varianten mit unterschiedlich grossen Verbreitungsarealen vor.<sup>9</sup> Andererseits verfügen die lokalen Formen über Areale mit unterschiedlichem sozioökonomischem Profil: *Mir hand*, das der standardsprachlichen Form - mindestens was den Vokal betrifft - am nächsten kommt, weist auf ein kleines Territorium, was auch für *mir hän* zutrifft, ersteres trifft man aber in einem sozioökonomischen Randgebiet – der Bodenseeregion -, letzteres dagegen in der Stadt Basel.

## 2. Idiolektale Varianten und ihr lokalisierendes Potential

Die Lokalisierung der Idiolekte über die Gesamtheit der Verbtokens gelingt problemlos und verdankt sich dem Faktum, dass die jungen Sprecherinnen und Sprecher die fraglichen Variablen in Bezug auf die lautliche und morphologische Komponente weitgehend so realisieren, wie es in SDS-Basisdialekten ausgewiesen ist,<sup>10</sup> d.h. die jungen Testpersonen tradieren Sprache

<sup>9</sup> Die 1. Person Plural kommt als *mir händ* vor, eine Form, die relativ weit verbreitet ist, kleinräumigere Formen sind *mir hënd* und *mir hei*, *mir hönd*, *mir hond*, *mir hee*, *mir häind* (vgl. SDS Bd. III, 47).

<sup>10</sup> Bestimmend für einen Basisdialekt sind natürlich nicht nur jene Varianten, deren Gültigkeitsareal binnenschweizerisch eingeschränkt ist, sondern die Kombination aller Varianten, zu denen auch die binnenschweizerisch nicht variierenden gehören, die entweder

so, dass die Beziehung „Sprachliche Varianz – Binnenschweizerisches Areal“ konsistent aufrecht erhalten wird.<sup>11</sup> Die areale Information, die in alltagssprachlichen Äusserungen der beschriebenen Art enkodiert werden kann und offensichtlich auch enkodiert wird, erlaubt eine relativ kleinräumige Lokalisierung, die in den meisten Fällen sogar unterhalb der Kantonsgrösse angesiedelt ist, einer vor allem für den alltagsweltlichen Diskurs zentralen Grösse. Die Lokalisierung gelingt dank der morphologischen und phonetisch-phonologischen Varianten, die lexematische Varianz würde als areale Zuweisungsgrösse gänzlich versagen: unter 9569 Verbtokens, die im gesamten Korpus vorkommen, haben nur gerade sechs lexikalische Types (mit 10 zugehörigen Tokens) einen areal eingeschränkten Gültigkeitsradius. Auf der lexikalischen Ebene werden also Grössen gewählt, die - wenn nicht gemeindeutsch - dann wenigstens gemeinschweizerdeutsch sind (etwa *lose* 'hören', *züggle* 'umziehen'), wobei nicht von einer Wahl im eigentlichen Sinne gesprochen werden kann, weil es für die Verben, die es zur Versprachlichung für die im Gespräch thematisierten Sachverhalte braucht, also etwa zu *machen*, *studieren*, *zeichnen*, *fischen*, *trainieren*, *spielen*, *abstimmen* keine arealen Heteronyme gibt. Die Möglichkeit, auf der lexikalischen Ebene lokale Varianten zu realisieren, ist also gar nicht erst gegeben: Die areale Komponente kann in schweizerdeutschem Alltagsdialekt fast nur auf den nicht-lexikalischen Ebenen zum Tragen kommen.

### 3. Nicht-basisdialektale Varianten

Von einer völligen Übereinstimmung aller idiolektalen Verbtokens mit den Grössen aus dem Sprachatlas (SDS) ist nun allerdings nicht auszugehen - das zu erwarten, würde ja nicht nur kontraintuitiv sein, sondern auch gegen elementare Kenntnisse sprechen, die wir über natürliche gesprochene Sprachen haben, zu denen Variation und Sprachwandel unabdingbar gehören.

Zum einen kann in den Idiolekten in Bezug auf bestimmte Variablen Variabilität festgestellt werden, für die der SDS eine einzige basisdialektale Variante verzeichnet. Bemerkenswert ist, dass in diesem Fall die basisdialektale Variante, die mit den übrigen idiolektalen Varianten quasi lokal kohärent ist, fast immer zum Variantenspektrum gehört. Zum anderen gibt es Variablen, bei denen die realisierte idiolektale Variante nicht mit dem Basisdialekt übereinstimmt und

---

„gemeinschweizerdeutsch“ sind (z.B. die Partizipbildung von ‚sein‘ mit der Basis *sein* statt *wesen*), über ein noch grösseres (z.B. südliches) Gültigkeitsareal verfügen oder gemeindeutsch sind.

<sup>11</sup> Die dialektalen Ausprägungen der Idiolekte sind nicht zufällig, sondern durch die Biographie der Testpersonen bedingt: der Idiolekt weist entweder auf eine frühere und/oder auf die heutige Lebensumgebung. Ein Einfluss der Sprachen und Dialekte der Eltern scheint nicht zu bestehen, auch nicht, was die abweichenden, nicht-basisdialektalen Varianten (vgl. Abschnitt 3) betrifft.

sich das Lokalisierungspotential der neuen Variante folglich nicht mit den übrigen Varianten "verträgt". Solche lokal inkonsistenten Varianten treten aber relativ selten auf und stellen deswegen die Lokalisierung, die durch die Mehrheit der konsistenten Varianten zustande kommt, nicht entscheidend in Frage.

Die Abweichungen, wie im Folgenden jene Varianten bezeichnet werden sollen, die der einheitlichen Lokalisierung eines Idiolekts zuwiderlaufen, werden nun als Indikatoren betrachtet, die zumindest ansatzweise Antworten auf Fragen nach der Zukunft der lokalen Dimension schweizerdeutscher Varietäten und ihren Entwicklungstendenzen erlauben.

Ich kommentiere im folgenden drei Fragenkomplexe, die ich hinsichtlich dieser Abweichungen in den Blick genommen habe, nämlich erstens die Frage nach dem singulären resp. kollektiven Charakter der Abweichungen, zweitens die Frage danach, inwiefern die nicht-basisdialektalen Varianten als Kontaktphänomene zu bewerten sind und schliesslich drittens die Frage nach lokalen Dimensionen der Abweichungen, die Gesichtspunkte wie Verbreitungsareal und sozioökonomischer Status des Gültigkeitsareals dialektaler Varianten einschliesst.

### 3.1. Nicht-basisdialektale Varianten: Kollektive oder singuläre Phänomene?

Kommen die idiolektalen Abweichungen bei beliebigen Variablen vor? Erscheinen beliebige „neue“ Varianten statt der basisdialektal belegten? Eine gewisse Beliebigkeit wäre hypothetisch ja dann zu erwarten, wenn sich die Sprecherinnen und Sprecher - etwa auf Grund persönlicher Lebensumstände - auf unterschiedlichste Zweitvarietäten hin ausrichten würden und sich als Folge daraus eine völlig singuläre und individuelle „Mischung“ ergeben würde. Diese Beliebigkeit kann nicht nachgewiesen werden. Zum einen gibt es eine Reihe von "kollektiven" Abweichungen, d.h. Variablen, die von mehreren Gewährspersonen entweder kategorisch oder aber variabel nicht-basisdialektal realisiert werden. Als neue Varianten erscheinen dabei Formen, die basisdialektale Varianten anderer Gegenden sind.<sup>12</sup> Dieser Sachverhalt lässt sich – idealisierend - wie folgt darstellen:

Abb. 1: "Gerichtete Variation"

Areal A

Areal B

<sup>12</sup> Tatsächlich sind Neologismen im engen Sinne – Formen, die weder in SDS-Basisdialekten noch in der Standardsprache ausgewiesen sind - seltene Ausnahmen (z.B. die Form *dü säsch* ‚du solltest‘, die bei einer Sprecherin belegt ist, deren dialektale Variation ins südliche Deutschwallis weist).

„haben“ Konj. Präsens	<b>Basisdialekt A</b> <i>heb-</i>	<b>Basisdialekt B</b> <i>he(i)g-</i>
	Idiolekte <sup>13</sup> zu A a) <i>heb-</i> b) <i>heb- + he(i)g-</i> c) <i>he(i)g-</i>	Idiolekte zu B a) <i>he(i)g-</i> <sup>14</sup>

Diese kollektiven Abweichungen geben Aufschluss über die unterschiedliche Stabilität basisdialektaler Varianten derselben Variable. Man kann feststellen, welche basisdialektalen Realisierungen durch welche Alternativen ersetzt werden (Areal A) und welche basisdialektalen Realisierungen im Gegensatz dazu auch in aktuellen Idiolekten offenbar unangefochten vorkommen (Areal B). Ich spreche in diesem Zusammenhang von "gerichteter Variation" und meine damit eine hierarchische Beziehung zwischen lokalen Varianten: Der *g*-Konjunktiv erweist sich als stärker. Ist er nämlich basisdialektal vorgesehen (wie in Areal B), kommt er in zugehörigen Idiolekten nur in dieser Form vor; Veränderungen - wie sie hier für das Areal A skizziert sind - weisen tendenziell in Richtung *g*-Konjunktiv, bei dem sich natürlich nun die Frage stellt, was ihn vor anderen Formen auszeichnet und offensichtlich für eine Reihe von Gewährspersonen, die sich sonst dialektal als nicht zum „*g*-Areal“ zugehörig erweisen, attraktiv macht. Unabhängig davon, durch welche extra- oder intralinguistischen Vorzüge sich die nicht-basisdialektalen Varianten auszeichnen, sie sind, weil sie kollektive Erscheinungen sind, ein deutliches Indiz dafür, dass die Qualifizierung der vorkommenden Varianten als „beliebig“ für die hier untersuchten idiolektalen Varietäten kaum gerechtfertigt ist. Man kann also bilanzierend festhalten, dass sich zumindest anhand der hier untersuchten Daten keine Entwicklung zu (ausschliesslich) singulärer Varianz festmachen lässt, sondern dass sich interindividuell gleichgerichtete Tendenzen abzeichnen.

### 3.2. Nicht-basisdialektale Varianten: Kontaktphänomene?

Sind die nicht-basisdialektalen Varianten einfach als „Importe“ aus anderen Varietäten zu erklären? Oder können neue Varianten auch das Resultat eines

<sup>13</sup> Hier müsste wohl – wie in der Kreolistik üblich – adäquater von Isolekten gesprochen werden, nämlich von spezifischen Merkmalsausprägungen, die jeweils durch einen oder durch mehrere Idiolekte ausgewiesen sind.

<sup>14</sup> Monophthongierungen von Diphthongen in hochfrequenten Hilfs- und Modalverben (z.B. beim Verb *müssen*) scheinen teils (noch?) an Allegroformen gebunden, teils zur Norm geworden zu sein, was in nicht-kodifizierten gesprochensprachlichen Varietäten ungleich leichter geschieht.

„natürlichen Wandels“ sein, der insofern aus den biologischen Bedingungen der Sprache selbst heraus erklärbar ist, als sich in den „neuen“ Varianten eine Teleologie manifestiert, die jenen Varianten zum Durchbruch verhilft, die sprechmechanisch idealer sind und/oder den Bedingungen der gegenseitigen Verständigung oder der menschlichen Kognition besser entsprechen.<sup>15</sup>

Unabhängig von der potentiellen Provenienz neuer Varianten brauchen sowohl die varietätsinternen als auch die varietätsexternen Varianten, wie die beiden Typen hier verkürzt genannt werden sollen, für ihre kollektive Durchsetzung soziale Akzeptanz. Für die varietätsexternen Varianten lässt sich allerdings sagen, dass sie zu Varietäten führen, die den Kontakt mit Anders-Dialektalen oder mit der Standardsprache zwingend voraussetzen, während das bei den varietätsinternen Varianten nicht der Fall zu sein braucht.

Eine ganze Reihe von Abweichungen sind artikulatorisch durch die besonderen Begebenheiten der gesprochenen Sprache bedingt und damit varietätsinterne Varianten, die sich bei nicht-standardisierten Varietäten erheblich leichter als alleinige Norm durchsetzen können (vgl. Anmerkung 14). Das im Verbformenkorpus am häufigsten belegte Beispiel ist hier der Wegfall der Dentalendung beim Verb ‚sein‘ in der 2. und 3. Person Singular Indikativ Präsens, die schon basisdialektal selten kategorisch, häufiger variabel belegt ist und bei den jungen Sprecherinnen und Sprechern als nicht mehr existent bezeichnet werden kann (vgl. *du bischt, er/si/es ischt* vs. *du bisch, er/si/es isch*). Der *heig*-Konjunktiv, der oben als Beispiel für gerichtete Variation fungiert hat, kann als natürlicher morphologischer Wandel erklärt werden, der das Konjunktiv-Präsens-Paradigma von *haben* an jenes von *sein* angleicht, das bereits in einem grösseren Verbreitungsgebiet *seig-/sig-* lautet, und der durch diese Regularisierung die Transparenz und Uniformität der Konjunktivflexion deutlich erhöht.<sup>16</sup>

Ein Beispiel für die varietätsexterne Provenienz einer neuen Variante sind die *hènd*-Plurale bei Sprecherinnen und Sprechern, bei denen auf Grund ihrer übrigen Variation *hond* für ‚wir haben‘ erwartbar ist, oder die *s*-Personalformen beim Verb *müssen*, wo diese basisdialektal nicht vorgesehen sind (statt ostschweizerischem *ich mue / er mue / mir müend* ist *ich mues* belegt). Die *s*-Formen sind dabei nicht einfach einem Kontakt mit der Standardsprache anzulasten, sondern diese sind in der westlichen Deutschschweiz auch dialektal abgestützt (*s*-Konsonanz im ganzen Präsensparadigma in der Westschweiz: *ich*

<sup>15</sup> Soweit ich sehe, besteht noch keine völlige Einigkeit darüber, welche Varianten im Vergleich zu anderen natürlicher sind.

<sup>16</sup> Die *g*-Konjunktive scheinen sich in jüngster Zeit auch bei den – ebenfalls hochfrequenten – Modal- und Kurzverben zu etablieren: *chöig-* ‚könne‘, *wöig-* ‚wolle‘, *göig-* ‚gehe‘ können in einzelnen Dialektgebieten problemlos belegt werden und dokumentieren eine Optimierung der Symbolisierung des Konjunktivs (zur Ausbreitung des *g*-Konjunktivs vom Verb ‚sein‘ zu ‚haben‘ und einigen weiteren Verben vgl. die Überlegungen bei Fischer 1960: 283ff.; zur Symbolisierung aus der Sicht der natürlichen Morphologie Mayertaler 1981, Harnisch 1987).

*mues, mir müesse*; *s*-Konsonanz nur bei den Singularformen in einem dazwischen liegenden Übergangsgebiet: *ich mues, mir müend*).<sup>17</sup>

### 3.3. Nicht-basisdialektale Varianten: Varianten mit gemeinschweizerdeutschem Gültigkeitsareal?

Aufschlussreich wird die Qualitätsdimension der varietätsexternen und varietätsinternen Varianten dann, wenn man sie unter dem zusätzlichen Aspekt der arealen Verbreitung von Varianten betrachtet.<sup>18</sup> In Bezug auf die Abweichungen wird im Folgenden danach gefragt, welches der areale Gültigkeitsbereich der ersetzten, welches jener der ersetzenden Variante ist. Für alle Möglichkeiten gibt es Belege, allerdings in unterschiedlicher Zahl:

#### Abb. 2: Arealer Gültigkeitsbereich von Varianten

Basisdialektale Variante	→	Idiolektale Abweichung
kleinräumig	→	grossräumig
kleinräumig	→	kleinräumig
grossräumig	→	grossräumig
grossräumig	→	kleinräumig

(kleinräumige Varianten: Vorkommen an maximal 112 Belegorten;  
grossräumige Varianten: Vorkommen an 113 bis 564 Belegorten  
Anzahl der [schweizerischen] SDS-Belegorte: 565<sup>19</sup>)

<sup>17</sup> Insgesamt zeichnet sich ab, dass sich in den untersuchten Bereichen nur standardsprachliche Varianten als Neuerungen durchsetzen können, die entweder bereits in anderen schweizerdeutschen Dialekten vorkommen (z.B. Rücknahme der Entrundung) oder gleichzeitig als varietätsinterne Neuerungen erklärt werden können (z.B. die Regularisierung der Perfektpartizipien auf *-t* bei Verben wie ‚bauen‘: statt basisdialektal *pouue* abweichend *pout*.)

<sup>18</sup> Unterschiedliche Verbreitungsareale lassen sich im Prinzip problemlos quantifizieren: So hätte sich die areale Verbreitung einer Variante der vorliegenden Untersuchung am adäquatesten messen lassen, wenn jeder Variante ein Wert nach der Anzahl von SDS-Orten zugeschrieben worden wäre, an denen sie belegt ist. Ich habe mich aus arbeitsökonomischen Gründen für ein weit einfacheres, aber damit gleichzeitig wirklichkeitsreduzierendes Verfahren entschieden und den arealen Gültigkeitsbereich einer Variante in die Qualitäten grossräumig und kleinräumig dichotomisiert.

<sup>19</sup> Die willkürlich festgelegte Belegortszahl 113, die zwischen grossräumigen und kleinräumigen Varianten trennt, ist die Zahl der Ortspunkte des Kantons Bern.

Auffällig ist, dass kleinräumige Varianten - gemessen an ihrem relativ seltenen Vorkommen - sehr häufig durch grossräumige Varianten - häufig variabel, seltener kategorisch - ersetzt werden. Diese grossräumigen Varianten sind dabei meistens varietätsexterne Varianten und damit einem interdialektalen Kontakt anzulasten. Kleinräumiges gutturalisiertes *nd* in *finge* ‚finden‘ wird also beispielsweise kategorisch oder variabel durch *finde* ersetzt. Dass die alten etymologischen *ng* - wie in *bringen* - nicht auch durch *nd* ersetzt werden, ist ein Indiz für den „kontrollierenden“ Einfluss von aussen.<sup>20</sup>

Werden grossräumige Varianten durch kleinräumige ersetzt, dann handelt es sich umgekehrt meist um varietätsinterne Varianten, die sich in den Befunden des SDS vor einem halben Jahrhundert erst in einem kleinen - und wegen des spontanen Auftretens bezeichnenderweise häufig unzusammenhängenden Gebiet - haben durchsetzen können (wie beispielsweise der oben erwähnte Dentalwegfall bei Personalformen des Verbs ‚sein‘).

Die Basisdialekte, wie sie der SDS belegt - das ist unmittelbar einsichtig – müssen keineswegs kleinräumige Dialektvarianten enthalten. Was nämlich die areale Dimension der Basisdialekte (und der Dialekte überhaupt) betrifft, so konstituiert sich diese aus der spezifischen Variantenkombination, wobei die einzelnen Varianten über jeweils unterschiedlich grosse Verbreitungsareale verfügen können. Wenn wir die 42 untersuchten Idiolekte hinsichtlich dieses Aspekts betrachten, so zeichnen sich die zugehörigen Basisdialekte durch eine unterschiedliche Zahl von kleinräumigen Dialektvarianten aus. Was die alltagssprachlichen Daten der vorliegenden Untersuchung betrifft, so ergeben sich für die 42 Idiolekte unterschiedlich viele Möglichkeiten, dass kleinräumige Tokens, wie sie der Basisdialekt ausweist, überhaupt erscheinen können. Alpine Basisdialekte bieten in der Regel auch bei Verbformen, wie sie in den alltagssprachlichen Interviews vorkommen, viele Enkodierungsmöglichkeiten für kleinräumige Formen, das gleiche gilt aber auch - und das würde man vielleicht weniger erwarten - für Basisdialekte an der östlichen und nördlichen Landesgrenze zu Österreich und Deutschland.

Ein Zusammenhang zwischen varietätsinternen und -externen Abweichungsvarianten und potentiell möglichen kleinräumigen Varianten zeigt sich in den idiolektalen Ausprägungen wie folgt: Jene Sprecherinnen und Sprecher, die am meisten varietätsexterne Abweichungen zeigen, sind gleichzeitig jene, die am meisten kleinräumige Varianten realisieren könnten. Das hängt offensichtlich mit dem oben dargelegten Sachverhalt zusammen, dass bevorzugt kleinräumige Varianten ersetzt werden. Nicht übersehen werden sollte allerdings, dass alle Testpersonen, für die ihr zugehöriger Basisdialekt kleinräumige Types vorsieht, auch eine mehr oder weniger grosse Zahl von

---

<sup>20</sup> Hyperkorrekturen, d.h. Ersetzungen von etymologischen *ng* durch *nd* sind in der historischen Namenkunde zu belegen, die – bezeichnenderweise - bei undurchsichtigen Ortsnamen vorkommen (älteres *Gelterkingen*, *Bätterkingen* gegenüber heutigem *Gelterkinden*, *Bätterkinden*).

kleinräumigen Tokens realisieren. Kleinräumig gültige Tokens werden in ihrer Auftretensfrequenz allenfalls reduziert, aber in keinem der vorliegenden Fälle vollständig eliminiert.

### 3.4. Varianten als sozial markierte Grössen

Dass Sprecherinnen und Sprecher in Kontaktsituationen nicht alle ihre Dialektvarianten in gleicher Weise „handhaben“, ist schon mehrfach vermutet und festgestellt worden. Viktor Schirmunski (1930) hat im Rahmen seiner Untersuchungen zu den deutschen Siedlungsmundarten in Russland die berühmte und viel diskutierte Unterscheidung von primären und sekundären Dialektmerkmalen vorgeschlagen. Nach Schirmunski zeichnen sich primäre Dialektmerkmale gegenüber sekundären Dialektmerkmalen im Wesentlichen dadurch aus, dass sie für Sprecherinnen und Sprecher in interdialektalen Kontaktsituationen auffällig sind und dass sie als erstes aufgegeben werden. Zudem gelten primäre Dialektmerkmale wegen grösserer artikulatorischer Verschiedenheit als verständnishindernd, und ihr Abbau wird dadurch erklärt, dass die Sprecherinnen und Sprecher potentiellen kommunikativen Erschwernissen ausweichen wollen.

Auch Peter Trudgill (1986) geht davon aus, dass sich bei der Herausbildung neuer Dialekte keine beliebigen Variantenmischungen ergeben. Wie er – zusammen mit einer Forschergruppe (Trudgill et al. 2000) - in einer Abhandlung über das Englische in Neuseeland annimmt, ist sogar eine Prognose möglich, welche Varianten sich unter bestimmten sprachinternen und -externen Bedingungen durchsetzen können. Bei ihm spielen sogenannte *minority forms* eine zentrale Rolle, nämlich soziolinguistisch markierte Formen, denen auf Grund ihrer Seltenheit ein besonderer Status zukommt.

Kleinräumige Varianten, wie sie hier konzeptioniert sind, sind insofern *minority forms*, als sie auf einem beschränkten Territorium vorkommen, sie sind aber nicht zwingend auch Formen mit einer geringen Sprecherzahl („alpine“ kleinräumige Formen sind an wenige Sprecherinnen und Sprecher gebunden, „mittelländische“ in dicht besiedelten Gebieten an viele). Kleinräumig gültige Varianten haben - wenn sie in einer polydialektalen Sprechergemeinschaft auch tatsächlich von wenigen gesprochen werden - im interdialektalen Austausch die grössere Chance, unbekannte Varianten zu sein. Dass diese gerne ersetzt werden, könnte – in Anlehnung, aber nicht völliger Übereinstimmung mit Schirmunski - damit erklärt werden, dass Sprecherinnen und Sprecher, die um die (relative) Exotik ihrer Varianten wissen, auf Grund dieser Tatsache entweder ein kommunikativ störendes Ablenkungspotential oder aber einen zu deutlichen Bezug auf ein bestimmtes Territorium befürchten, das im Dialog eine unerwünschte Fokussierung erhält.

An dieser Stelle stellt sich nicht nur die Frage nach der Grösse sondern schliesslich auch jene nach der sozialen Bedeutung des Geltungsareals von

Varianten. Ist ein herausragendes Zielareal auszumachen anhand des lokalisierenden Potentials der Abweichungen?

Auf Grund der Daten lässt sich keine prominente Zielvarietät ausmachen. Das besprochene Phänomen, dass ein Teil der kleinräumigen Varianten durch grossräumige ersetzt wird, heisst nämlich keineswegs, dass die Veränderungen zwingend auf eine einzelne Variante hinauslaufen, weil es nämlich konkurrierende grossräumige Formen gibt, die nun ihren Geltungsbereich einfach noch zu vergrössern scheinen, ohne dass aber die binnenschweizerischen Varianzen völlig abgebaut würden. Einzig varietätsinterne Varianten, die als basisdialektale Abweichungen verzeichnet werden können, wirken sich häufig als binnenschweizerisch konvergierend aus. Es gibt also nicht eine binnenschweizerische Ziel-Varietät, sondern allenfalls mehrere. Die Bedeutung, die dabei den Basisdialekten der grösseren Städte und ihren Agglomerationen zukommt, müsste im einzelnen noch genauer untersucht werden. Angesichts der vorliegenden Daten ist vor vorschnellen Urteilen jedenfalls zu warnen, weil sich unterschiedliche Tendenzen abzeichnen: Jene Sprecherinnen und Sprecher, die sich dialektal in den Raum Basel verorten lassen, gehören beispielsweise zu jenen aus der Gruppe der 42 Untersuchten mit vielen Abweichungen vom Basisdialekt. Zudem finden sich die kleinräumigen Basler Varianten nicht in Idiolekten anderer Territorien als nicht-basisdialektale Abweichungen. Sprecherinnen und Sprecher aus dem Raum Zürich und aus dem Raum Bern<sup>21</sup> zeigen dagegen eher wenig Abweichungen von den Basisdialekten, weisen aber im Unterschied zu Basel auch wenig kleinräumige Varianten im hier definierten Sinne aus. Wieder etwas anders zeigt sich die Datenlage bei einigen Idiolekten, die sich in die Ostschweiz verorten lassen. Dort finden sich als Abweichungen nicht-basisdialektale kleinräumige Varianten, die gleichzeitig die Stadtvarianten von St.Gallen sind. Städtischen Varianten scheint also nicht von vorneherein ein „absolutes“ Prestige zuzukommen, das sie gegenüber internen Veränderungen quasi resistent und für Sprecherinnen und Sprechern von nicht-städtischen Varianten uneingeschränkt attraktiv machen würde.

#### 4. Ausblick

Das Untersuchungsziel der referierten Arbeit ist insofern erreicht, als nachgewiesen werden kann, dass die sprachlichen Ausprägungen der jungen Sprecherinnen und Sprecher in der Untersuchungssituation einen überdeutlichen Bezug zu den im SDS ausgewiesenen Basisdialekten haben, und zwar nicht, was das Vorkommen von vereinzelt Schibboleths, sondern was die

---

<sup>21</sup>Eine aktuelle Untersuchung zur sprachlichen Variation in Basel hat Hofer (1997) vorgelegt, Siebenhaar (2000) beschäftigt sich mit der Variation in Aarau, einer Stadt, die zwischen den „Agglomerationsperipherien“ von Zürich und Bern liegt.

Gesamtkombination von Varianten betrifft, wie sie sich in den verbalen Tokens manifestieren. Sprachliche Variation und Deutschschweizer Raum sind offensichtlich (nach wie vor) eindeutig aufeinander beziehbar.<sup>22</sup> Allerdings sind eine ganze Reihe von Fragen offen geblieben, deren Beantwortung für die Beurteilung des Zustandes heutiger schweizerdeutscher Dialekte unabdingbar ist. Ob nämlich das Kernresultat der Untersuchung – die insgesamt doch recht erstaunliche "konservative" Dialektalität im lautlichen und morphologischen Bereich - mit dem jugendlichen Alter der untersuchten Personen zusammen hängt, die (noch) fest im Erstdialekt ihrer Lebensumgebung verankert sind, muss offen bleiben. Ebenso verbietet die vorliegende Untersuchung eine weitergehende Beurteilung der dialektalen Variation, weil durch die hier gewählte Befragungsanordnung und die Auswertung der Daten die Idiolekte statisch modelliert werden: Die Alltagssprache von Sprecherinnen und Sprechern wird in einer und nur einer Gesprächskonstellation ausgewertet, und es nicht absehbar, wie „statisch“ oder „flexibel“ gerade die Handhabung der ausgewiesenen Variablen mit mindestens zwei Varianten ist. Richten beispielsweise jene Sprecherinnen und Sprecher, die bei den basisdialektal kleinräumigen Varianten Variabilität mit varietätsexternen, grossräumigen Varianten ausweisen, dieses Variantenverhältnis funktional aus? Produzieren sie in anderen Situationen eine „Varietät“, die stärker oder schwächer mit dem Basisdialekt übereinstimmt (vgl. Christen 2000)? Die Tatsache jedenfalls, dass in Bezug auf einige Variablen ein Variantenspektrum in der Sprecherkompetenz verankert ist, eröffnet individuelle „Spielräume“ für einen flexiblen Gebrauch von arealen Varianten mit unterschiedlichem Lokalisierungspotential. Zweifellos ist es an der Zeit, dass auch in der schweizerischen Dialektologie – wie das jüngst Beatrice Bürkli (1999) erprobt hat - der „flexible Sprecher“ (Jürgen Macha 1991) ins Zentrum gerückt wird.

## 5. Literatur

Bürkli, Beatrice (1999): Sprachvariation in einem Grossbetrieb. Eine individuenzentrierte Analyse anhand sprachlicher Tagesläufe. Tübingen/Basel.  
 Chambers, John Kenneth / Trudgill, Peter (1980): Dialectology. Cambridge.  
 Christen, Helen (1997): Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen? In: Gerhard Stickel (Hg.): Varietäten des Deutschen: Regional- und Umgangssprachen. Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin / New York, 346-363.

---

<sup>22</sup> Ob dieser Befund sich mit der alltagsweltlichen Wahrnehmung deckt, bleibe dahingestellt. Da sich der „gute Dialekt“ in der volkstümlichen Vorstellung v.a. an der speziellen Lexemwahl bemisst, wird Dialekt, in dem aktuelle Begebenheiten aus Beruf, Alltag, Sport, Politik zwar in dialektaler Lautung und Morphologie, aber mit weitgehend gemeindeutschem Vokabular versprachlicht werden, wohl kaum als besonders „bodenständig“ empfunden.

- Christen, Helen (1998): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutscher Varietäten. Tübingen.
- Christen, Helen (2000): Chamäleons und Fossilien. Forschungsperspektiven für die konsolidierte schweizerisch-alemannische Dialektologie. In: Dieter Stellmacher (Hg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Stuttgart, 33-47.
- Fischer, Ludwig (1960): Luzerndeutsche Grammatik und Wegweiser zur guten Mundart. Zürich.
- Harnisch, Rüdiger (1987): Natürliche generative Morphologie und Phonologie des Dialekts von Ludwigsstadt. Die Erprobung eines Grammatikmodells an einem einzelsprachlichen Gesamtsystem. Tübingen.
- Herrgen, Joachim / Schmidt Jürgen Erich (1985): Systemkontrast und Hörerurteil. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 52, 20-42.
- Hofer, Lorenz (1997): Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire. Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen. Basel.
- Hotzenköcherle, Rudolf (1962): Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz. Bde A, B. Bern.
- Lenz, Alexandra (in diesem Band)
- Macha, Jürgen (1991): Der flexible Sprecher: Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewusstsein rheinischer Handwerksmeister. Köln etc.
- Mihm, Arend (2000): Die Rolle der Umgangssprache seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Werner Besch / Anne Betten / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. Berlin, 2107-2137.
- Mayertaler, Willi (1981): Morphologische Natürlichkeit. Wiesbaden.
- Ruoff, Arno (1981): Häufigkeitwörterbuch gesprochener Sprache. Tübingen.
- Schirmunski, Viktor (1930): Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten. Germanisch-romanische Monatsschrift 18, 113-122; 171-188.
- Siebenhaar, Beat (2000): Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundarraum. Stuttgart.
- Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS). (1962-1998) Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle, in Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli. Hg. von Rudolf Hotzenköcherle. Bern.
- Trudgill, Peter (1986): Dialects in contact. Oxford.
- Trudgill, Peter / Gordon, Elizabeth / Lewis, Gillian / Maclagan, Margaret (2000): Determinism in new-dialect formation and the genesis of New Zealand English. In: Linguistics 36, 299-318.
- Werlen, Iwar (1998): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? In: Babylonia 1, 22-35.